Dieses Dokument ist lizenziert für Universität St. Gallen, ux11027M.
Alle Rechte vorbehalten. © NZZ am Sonntag. Download vom 21.11.2022 17:41 von nzz.genios.de.

Gastkolumne

Die Gewalt will die USA einfach nicht loslassen

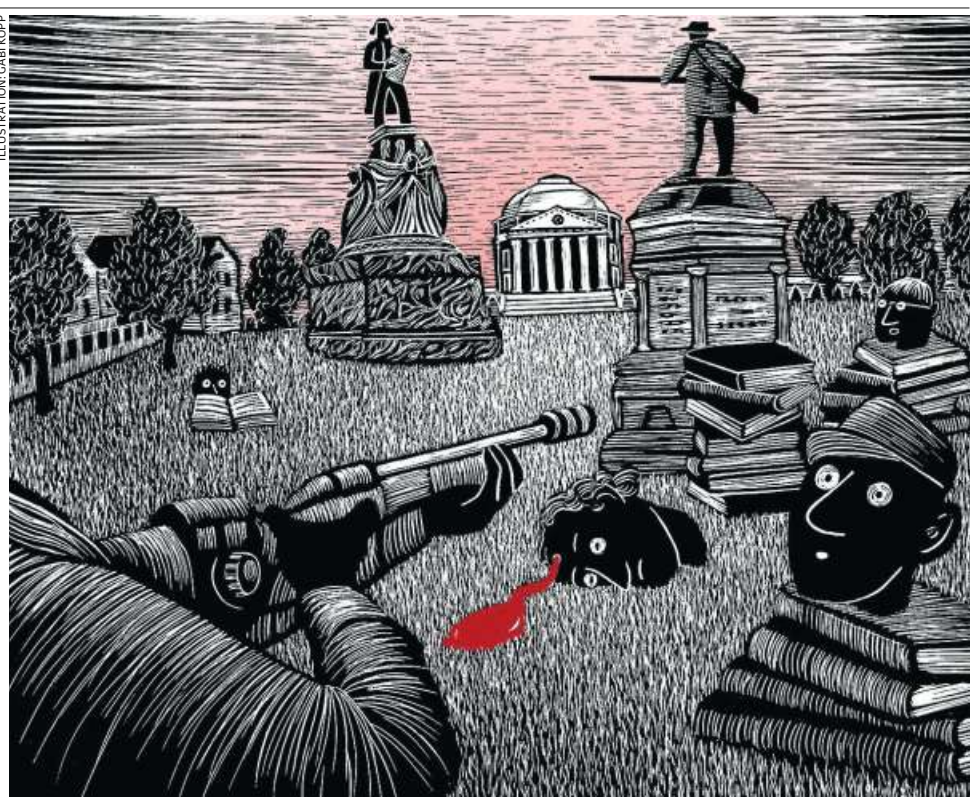


ILLUSTRATION: GABI KOPP

In Amerika empören sich viele über blutiges Unrecht aus der Vergangenheit – und vergessen dabei jenes der Gegenwart



Claudia Franziska Brühwiler

Vor etwas mehr als zehn Jahren beluden mein Mann und ich in einem Bostoner Vorort einen Miettransporter der Firma U-Haul, ein typischer Anblick auf US-Highways: weisse Kleinlastwagen mit einem dicken roten Querstreifen, der andere Verkehrsteilnehmer davor warnt, dass ein im Umgang mit solchen Vehikeln ungeübter Lenker eine längere Fahrt vor oder hinter sich hat. Vor uns lagen über 800 Kilometer in Richtung Süden, wo wir ein Forschungsjahr in Virginia verbringen würden, in einer Stadt, die niemand in unserem europäischen Umfeld kannte. Das hat sich geändert: Die beschauliche Universitätsstadt hat mittlerweile Berühmtheit erlangt als ein Ort, der gleichsam Amerikas schönste und schlechteste Seiten in sich vereint.

Charlottesville wurde im August 2017 zum Schauplatz rechtsextremer Gewalt, als unter dem Motto «Unite the Right» Hunderte Neonazis und Anhänger der sogenannten Alt-Right-Bewegung demonstrierten. Mit Südstaatenfahnen und Hakenkreuzen protestierten sie gegen die Entfernung einer Statue des Oberbefehlshabers der Konföderierten. Ausgerechnet um die Erinnerung an einen Mann, der selbst die innere Zerrissenheit des Landes verkörperte, entzündete sich erneut ein Streit, der eine junge Frau das Leben kosten sollte. Dieser Tage nun schreibt Charlottesville wieder Schlagzeilen: Ein Student tötete auf dem Campus der University of Virginia drei Kommilitonen, alles Mitglieder des Footballteams, dem er zu Beginn seines Studiums selbst angehört hatte. Künftig wird also wohl nicht mehr nur das Stadtzentrum von Charlottesville mit Gewalt in Verbindung gebracht werden, sondern auch der geschichtsträchtige Campus der Stadt.

Dieser Ort, die University of Virginia, wurde 1819 von Thomas Jefferson, dem Verfasser der Unabhängigkeitserklärung und dritten Präsidenten der USA, als Gegenentwurf zu den religiös geprägten privaten Hochschulen des Landes gegründet. Der Campus trägt die Handschrift des Gründers. Vom zentralen Rundbau schweift der Blick über einen lang gestreckten Rasen, den jeweils eine abwechselnd ein- bis zweistöckige Häuschenreihe flankiert. Im akademischen Dorf, wie Jefferson es nannte, dürfen heute Studierende wohnen, die Besonderes geleistet haben. Und wenn im Frühling die prächtigen Magnolienbäume blühen, erliegen Besucher endgültig dem idyllischen Charme der Universität, die als «Harvard des Südens» gilt.

Die University of Virginia repräsentiert damit Grossartiges: vom intellektuellen Präsidenten einer jungen Nation gegründet, inmitten der berühmten Hügellandschaft, der *rolling hills* von Virginia mit ihren weiss umzäunten Weiden. Doch in den vergangenen Jahren wurden Stimmen laut, die darin nur eine trügerische Fassade erkennen, die eine Geschichte von Gewalt und Unterdrückung verberge. War man an der University of Virginia einst stolz auf die eigene Gründungsgeschichte, so hat Jefferson heute einen viel schwereren Stand: Einen Monat nach dem Aufmarsch von Rechtsradikalen verhüllten woke Studierende Jeffersons Statue, skandierten «Vergewaltiger» und «Rassist». Dass sie sich einem Ehrenkodex verpflichten sollen, der auf einen Grossgrundbesitzer mit mehr als sechshundert Sklaven zurückgeht, schien ihnen absurd.

> Vielleicht werden die Bilder der Opfer der jüngsten Schiesserei in Charlottesville das Land wachrütteln.

Die Wut gegen die gewalterfüllte Vergangenheit des Landes ist verständlich, und deren Aufarbeitung bleibt eine nationale Aufgabe. Aber eigentlich müsste sich der Furor verstärkt gegen die Gewalt der Gegenwart richten – der physischen wie der strukturellen: 2022 verging in den USA keine Woche ohne Massenschiesserei, die schlimmste zuletzt an einer texanischen Primarschule. Und nur zwei Stunden von Charlottesville entfernt fand 2007 einer der schlimmsten Amokläufe statt, als an der Virginia Tech ein Student 32 Menschen erschoss.

Schüsse sind laut – doch Amerikas Ohren scheinen wie betäubt. Vielleicht werden die Bilder der Opfer der jüngsten Schiesserei in Charlottesville das Land wachrütteln. Sie sind, ebenso wie der Täter, alle Afroamerikaner und verdeutlichen damit eine weitere traurige Tatsache: Ihre Herkunft allein machte sie verletzlicher für Waffengewalt. Die Wahrscheinlichkeit, als junger Schwarzer in den USA durch eine Waffe zu sterben, ist 18-mal höher als bei Weissen. Bei den Zwischenwahlen überliessen die Demokraten das Thema «Kriminalität» den Republikanern, aber angesichts dieser erschütternden Fakten muss die Partei dieses Thema zu einer Priorität erklären. Nicht das Recht auf Waffen steht zur Disposition, sondern Leben und Sicherheit aller Amerikaner.

Claudia Franziska Brühwiler lehrt an der Universität St. Gallen Amerika-Studien.

Medienkritik

Die neue «Annabelle» strahlt



Aline Wanner

Wie hervorragend ein Printmagazin in der digitalen Zeit funktionieren kann, zeigt die Redaktion der «Annabelle» mit ihrer neusten Ausgabe. Sie widmet sich der Mutter («die komplexeste Rolle der Welt»). Von der Publikation erfahren habe ich auf Social Media, schon lange bevor das Heft erschien. Aber nicht nur das Marketing ist geschickt und modern, das ganze Magazin strahlt.

Das Schwerpunktthema ist allgegenwärtig und ist gegenwärtig aufbereitet, es beschäftigt Frauen und Männer schon immer, unabhängig davon, ob sie Mütter oder Väter sind – und doch wandeln sich die Fragen. Wie richtig der Zeitpunkt ist, um sich publizistisch mit der Mutterrolle auseinanderzusetzen, zeigt gerade die etwas bizarre und sehr schweizerische Diskussion, ob eine Frau mit kleinen Kindern Bundesrätin werden könne. (Es geht letztlich darum, wem wir als Gesellschaft Macht zugestehen, wie die kluge Journalistin Olivia Kühni kürzlich auf Twitter ausführte.)

Den ersten Text in der «Annabelle» verfasste die grüne Politikerin Irène Kälin, die am selben Tag, an dem sie einen positiven Schwangerschaftstest in der Hand hielt, erfuhr, dass sie in den Nationalrat nachrückt. Sie schildert ihre erstaunlichen Erfahrungen mit einem Baby im Rat. Der Ton ist reflektiert statt anklagend, nachdenkend statt wertend – und das zieht sich durch die ganze Ausgabe. Eine Autorin fragt sich, ob sie Mutter werden will, eine erzählt von ihrer künstlichen Befruchtung, eine Schriftstellerin erklärt, warum sie keine Kinder wollte.

Die Geschichten folgen einer sorgfältigen Dramaturgie, sie sind reich und ernst und lustig, die Bilder empathisch und überraschend. Ich habe diese «Annabelle» schon mehrfach verschenkt und empfohlen, und ich tue es gerne an dieser Stelle noch einmal: Lesen Sie sie, es lohnt sich.

Aline Wanner ist Redaktionsleiterin des Magazins «NZZ Folio».

49 Prozent

Kampf der Kulturen im Wohnzimmer



Patrick Imhasly

Doch alles eine Frage der Kultur? Als der Politikwissenschafter Samuel P. Huntington in den neunziger Jahren in einem vielbeachteten Aufsatz prophezeite, es werde im 21. Jahrhundert häufiger zu Konflikten zwischen Kulturen, insbesondere zwischen dem Westen und dem chinesischen Kulturraum kommen, wurde er heftig kritisiert. Angesichts der weltpolitischen Lage müsste man seine Thesen vielleicht nochmals genauer unter die Lupe nehmen. Wo der Kampf der Kulturen aber ganz bestimmt eine zentrale Rolle spielt, ist im Zusammenleben der Mitglieder einer Familie.

In unserer Familie etwa lassen sich vier Archetypen unterscheiden, deren gemeinsames Funktionieren nicht die einfachste aller Aufgaben darstellt.

Ich bin der alte weisse Nörgler. Ich weiss nicht, ob dahinter eine Generationenfrage steckt oder mein Charakter, aber bei manchen Dingen bin ich so pingelig, dass es meiner Familie mitunter peinlich ist. Ich kann es nicht ausstehen, wenn die Schulhefte der Jungs wochenlang auf dem Küchentisch liegen bleiben. Über die sprachlichen Schludrigkeiten im Familienchat nerve ich mich dermassen, dass ich regelmässig damit drohe, auszutreten: «sufstehen» ist nun einmal nicht dasselbe wie «Aufstehen». Ich bin das einzige Mitglied der Familie, das die Mühe auf sich nimmt, einen Sack voller gewaschener Socken Stück für Stück zu verlesen und in der richtigen Paarung zusammenzulegen. Und wenn ich koche, zupfe ich jedes Thymianblättchen einzeln vom Stengel, weil dieser holzig schmeckt.

Meine Frau ist die Pragmatikerin mit Prinzipien. Sie hat stets den Blick für das Wesentliche und hat eine Mahlzeit aus dem Kühlschrank auf den Tisch gezaubert, wenn ich noch daran bin, meine Kochbücher durchzublättern. Das Waschen der Wäsche gehört in unserem Haushalt zu ihren primären Kompetenzen. Sie erledigt das unglaublich effizient. Trotzdem beklagt sie sich, dass sie zu nichts anderem mehr komme. Vielleicht sollten wir einmal darüber diskutieren, dass überquellende Angebote unweigerlich Bedürfnisse schaffen. Es gibt Angelegenheiten, da kennt sie keinen Spass, so bei der Handynutzung unserer Söhne. Jeden Abend will sie mit mir darüber eine Grundsatzdiskussion führen – wenn das nur nicht kurz vor dem Einschlafen auf dem Sofa wäre.

Unser älterer Sohn ist der Lebenskünstler. Er hat ein furchtbares Chaos in seinem Zimmer, kann aber nicht verstehen, weshalb mich das beschäftigt. Akribisch arbeitet er an der Verfeinerung seiner Work-Life-Balance. Für ihn ist unvorstellbar, dass man ein Wochenende in erster Linie mit Lernen für die Schule verbringen könnte, ohne dabei viel Zeit für seine Freundin, seine Kumpels und den Fussball zu haben. Besonders gern beschäftigt er sich mit Lifehacks. Das sind kleine Tricks, die einem den Umgang mit den Unwägbarkeiten des Lebens erleichtern. Der letzte kam allerdings bei meiner Frau nicht so gut an – er bestand darin, die mit Mayonnaise verschmierten Finger an den weissen Socken abzustreifen, weil die ja sowieso in die schmutzige Wäsche kommen.

> In unserer Familie lassen sich vier Archetypen unterscheiden, deren gemeinsames Funktionieren nicht die einfachste Aufgabe ist.

Unser jüngerer Sohn ist der Schläfer. Der Hormonschub der Pubertät hat ihn voll erfasst. Das zeigt sich etwa darin, dass er Unmengen von Schoggi-Joghurts verzehrt. Er holt das Chnoblibrot für alle aus dem Backofen, vergisst es dann aber an den Tisch zu bringen. Wenn er ein T-Shirt aus dem Schrank braucht, zieht er es unten aus dem Stapel – ungeachtet dessen, was dabei mit den geordneten Kleidern darüber geschieht. Ich habe mir deshalb vorgenommen, seinen Kleiderschrank nie wieder zu öffnen. Liesse man ihn, schliefe er jeden Tag bis am Mittag.

Allen Differenzen zum Trotz: Ich habe eine inspirierende Truppe zu Hause, und insgeheim bewundere ich meine Frau und meine Söhne für die Leichtigkeit, mit der sie durchs Leben gehen. Aber das erzähle ich nur Ihnen, ich will ja meine Position im Kampf der Kulturen nicht unnötig schwächen.

Patrick Imhasly ist Redaktor im Ressort Wissen der «NZZ am Sonntag».